



Rundbrief 4 / 2020



Braunschweig  
im  
November 2020  
Kislev 5781

**„Wie auch wir vergeben unsern Schuldigern“**

Von Rabbiner Dr. Salomon Samuel (1867 – 1942; Essen) zu Jom Kippur



Dies Wort stammt freilich nicht aus unserer überreichen, jüdischen Festtagsliturgie; aber es kommt aus diesem Geiste. Es hat bekanntlich seine Stelle im sogenannten Vaterunser; es zählt zu den ältesten und sichersten Jesusworten, also zu den Dokumenten des wahren, tief im Judentum wurzelnden Urchristentums. Das gleiche gilt von jenem ganzen Gebet, das

der Meister die Jünger auf ihren Wunsch lehrte, und von dem Ditlef Nielsen in seinem lichtvollen Buche „Der geschichtliche Jesus“ behauptet, es wäre „das ursprüngliche und echte christliche Glaubensbekenntnis, zu dem suchende Christen jetzt mehr und mehr wieder zurückfinden“.

Und wie steht es um suchende Juden? Waren sie jemals von jenem Bekenntnis so weit entfernt, wie selbst ein Nielsen gern behaupten möchte, weil er sich sonst die einzigartige Wirkung seines Meisters nicht erklären kann? Darauf gibt es nur eine Antwort: Wer nicht in das innerste Heiligtum des jüdischen Jomkippur eingedrungen ist, weiß nichts von der Seele des Juden. Da stehen unter den mächtigsten Antagonismen der Welt noch immer Judentum und Christentum einander gegenüber, und es gibt Mächte genug, die ein Interesse daran haben, sie in Feindschaft und Spannung zu erhalten. Aber das tägliche Gebet der Tochterreligion enthält fast nur Elemente jener messianischen Stimmung, die unsere hohen Feste auszeichnet. Wir beten: „owinu“, unser Vater! „malkenu“ — der du bist im Himmel, denn dort thronst der Vater auf dem Königssitz. „Geheiligt werde dein Name!“ Die ganze Aboda ist eine einzige, große Huldigung für den Namen Gottes, den der Hohepriester an diesem einzigen Tage ausdrücklich nennen und in sein dreimaliges Sündenbekenntnis einflechten durfte. „Zu uns komme dein Reich.“ Das ist die Quintessenz der Bitten, die mit „uwechen ten pachdecho“ beginnen und im „Olenu leschabbeach“ gipfeln. Wohlgemerkt: Es ist das Reich des Vaters, des Einig-einigen Gottes Israels, des Herrn aller Welten, dessen Kommen hier der fromme Sohn seines Volkes mit allen seinen Brüdern heiß erfleht. „Es geschehe dein Wille, wie im Himmel also auch auf Erden.“ Auch hier klingt die Wendung hindurch, dass alle Geschaffenen sich zusammenschließen mögen, einen Bund zu bilden, um Gottes Willen zu vollführen mit ganzem Herzen, der Herrschaft des Frevels ein Ende zu machen, bis wirklich Gott allein regiert. „Unser täglich Brot gib uns heute!“ Auch wir vergessen an den ehrfurchtgebietenden Tagen nicht, des Buches der „Ernährung und Verpflegung“ Erwähnung zu tun. Aber besonders beachtlich scheint es uns, dass dies Wort aus einem Sinngedicht der Sprüche Salomos 30,8 stammt, wo es im Urtext lautet: „hatrifeni lechem chukki“! Lass mich herbeischaffen mein zugemessenes Brot; weder Üppigkeit noch Armut lass mein Los sein, denn in beiden liegt so viel Anreiz zu Gottlosigkeit und Sünde. „Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben (haben) unsern Schuldigern!“ Merkwürdig! Das erste Gebet des altneuen Glaubens ein Jomkippur-Gebet? Vom ersten Gliede dieser Bitte braucht dies ja nicht erst bewiesen zu werden. Aber der zweite Teil ist ganz im Geiste unserer Tanna'im, unserer edelsten Aggadisten. „Denn wenn ihr den Menschen ihre

Fehler vergebte, so wird euch euer himmlischer Vater auch vergeben. Wenn ihr aber den Menschen nicht vergebte, so wird euer Vater eure Fehler auch nicht vergeben.“ So erläutert das Vaterunser selbst (Matthäus 6, 14.15) den Satz von Sünde und Versöhnung. Und am Ende des Traktats „Joma“ lesen wir: die Sünden zwischen Mensch und Mensch kann der Jomkippur nicht entschulden, es sei denn, du habest den Nächsten zuvor versöhnt und befriedigt. Und noch ein herrliches Wort von R. Akiba knüpft sich daran: Heil euch Israeliten! Vor wem läutert ihr euch? Vor eurem Vater im Himmel! Wer zu dem vollen Sinn dieser Worte vor-dringen will, scheue sich nicht in Hermann Cohens Jüdischen Schriften, Band I, den Vortrag aus dem Jahre 1890 „Die Versöhnungsidee“ zu lesen, und sich in die Kapitel XI und XII seines Alterswerkes „Die Religion der Vernunft“ zu versenken; er wird reich belohnt sein.

„Und führe uns nicht in Versuchung!“ „Al te-wi'enu lau (lidej chet welau) lidej nissojaun“. Wie tief war diese Bitte jedem Kinde unserer Gemeinschaft eingepägt, da sie zum täglichen Morgengebet gehörte. Und wie eng ist sie verknüpft mit dem Bewusstsein unserer menschlichen Schwäche, unserer Neigung zur Sünde, unserem täglichen und oft vergeblichen Kampfe gegen den unser Herz bedrohenden, bösen Trieb. Gottlob, es gab auch einen guten Trieb, der musste zuletzt siegen. Aber leichter und besser war es doch, ohne zu harte Versuchung durchs Leben zu gehen und nicht allzu sehr auf unerschütterliche Tugend und Pflichttreue zu pochen. „Und erlöse uns von dem Übel.“ Amen. Ist die Herrschaft des Bösen im Innern auch unterjocht, von dem Bösen, das draußen herrscht, und uns sein Gift und seinen Stachel fühlen lässt, kann zuletzt nur Gott erlösen. In diesem Amen - d. h. Glauben - sind wohl Christ und Jude einig. Warum sind diese einander so nah, und wissen es nicht? Warum weiß es der Moslem nicht, dass er mit uns zum gleichen Einig-Einigen Gotte betet und wir Kinder des Friedens und der Nächstenliebe sind! Warum zwingen sie uns, in so viel Stunden und Tagen des Jahres an ihrer guten Gesinnung, an den Liebesgeboten ihres Glaubens zu zweifeln und irre zu werden? Nicht so an unserm Jomkippur. Sie alle, die uns schlecht gesinnt und übles antun - in tiefen Irrtum sind sie verstrickt. Wir haben zu bitten: Gott, vergib uns unsere Schuld - „wie auch wir vergeben unsern Schuldigern“.



**Salomon Samuel** (\* 6. Oktober 1867 in Culm, Provinz Westpreußen; umgekommen 14. Oktober 1942 im KZ Theresienstadt) war ein deutscher Rabbiner, Philologe und Autor.

In: Kalonymos 22 (2019), 3, S. 1-2 [Zu Jom Kippur, 1929].

*Wir wünschen unseren jüdischen Mitgliedern, Freunden und  
Lesern nachträglich ein friedvolles und gutes Jahr.  
Schanah towah umetukah!  
Gutes und süßes neues Jahr 5781*

## **Denk- und Gedenkort: Samsonschule Die wechselvolle Geschichte einer jüdischen Schule in Wolfenbüttel**

1927 warb die Samsonschule in Wolfenbüttel mit einer Zeitungsanzeige für neue Schüler. Besonders hervorgehoben wurde darin die »kleine« Klassengröße und die »rituelle« Verpflegung, d.h. den jüdischen Speisegesetzen

folgend. Wenn sich auch in den gut 140 Jahren seit der Gründung der Schule sowohl die religiöse Ausrichtung als auch die pädagogischen Methoden wandelten, so blieb der Gedanke, der zur Gründung der



© Sammlung Peter Karl Müller

Lehranstalt führte, stets derselbe: jüdischen Kindern Basiswissen zu vermitteln. Wurde dieses in den Anfangsjahren ausschließlich aus einer religiösen Unterweisung gespeist, so veränderte sich mit der europäischen Aufklärung, die durch Moses Mendelssohn auch in das Judentum Einzug hielt, der Bildungskanon zugunsten einer weltlichen Unterweisung in Naturwissenschaften, Grammatik und praktischer Berufsausbildung. Hatte Leopold Zunz, einer der berühmtesten Absolventen der Samsonschule und späterer Mitbegründer des Reformjudentums, noch beklagt, dass es »keine Schulgesetze, kein Protokoll, gewissermaßen keine Pädagogik« gab, so bemerkte ein Mitschüler jedoch, dass 1807, zwei Jahre vor Zunz' Schulabgang, mit dem Wechsel der Schulleitung ein neuer Wind in die Samsonschule einzog: »Wir sind buchstäblich aus einer mittelalterlichen Zeit in eine neue an ›einem‹ Tage übergegangen.« Der neue, aus Braunschweig stammende Schulleiter und Reformpädagoge

Samuel Meyer Ehrenberg (1773-1853), zwischen 1789 und 1794 selbst Schüler an der Samsonschule, dem aufklärerischen Gedanken verpflichtet und dem Reformjudentum angehörend, hatte sich zum Ziel gesetzt, seine Schüler für den Besuch weiterführender Schulen zu qualifizieren.

Demzufolge wurde der religiöse Unterricht eingeschränkt zugunsten von »Schönschreiben und richtiger Aussprache«. Für die begabten Schüler wurde zudem Griechisch, Latein und Mathematik angeboten.

1807 führte Ehrenberg die jüdische »Konfirmation« nach evangelischem Vorbild ein. Erster Konfirmand war Leopold Zunz, der von 1810 bis 1815 dann selbst als Lehrer an der Samsonschule tätig wurde, bevor er nach Berlin ging, um dort Philosophie, Philologie und Geschichte zu studieren. Mit den Jahren wandelte sich die ursprüngliche jüdische Freischule zu einer staatlich anerkannten Real-schule, die auch von christlichen Kindern besucht wurde. Zwischen 1846, als Ehrenberg die Schulleitung an seinen Sohn Philipp Ehrenberg (1811-1883) übergab, und 1886 hatte sich die Schülerzahl mehr als verdoppelt.

Die Räumlichkeiten in der Harzstraße 12 und den angemieteten Räumen in der Kommissstraße reichten nicht mehr aus, und so entschloss sich die Stifterfamilie Samson, nach der die Schule benannt war, Mittel für den Bau eines neuen Schulgebäudes zur Verfügung zu stellen. 1893 erwarb die

Samsonsche Stiftung ein Grundstück am Neuen Weg stadtauswärts Richtung Braunschweig. Auf dem fast ein Hektar großen Gelände wurde ein dreigeschossiger Ziegelbau errichtet, der 1896 feierlich eingeweiht wurde.



Im Erdgeschoss des bis heute recht imposanten Gebäudes befanden sich die Klassenzimmer, in der ersten Etage Aula, Bibliothek, Speisesaal sowie Arbeits- und Aufenthaltsräume. Der zweite Stock beherbergte die Schlaf- und Waschsäle der Schüler, eine Krankenstation und eine weitere Bibliothek. In jeder Etage gab es zudem Lehrerzimmer. Für die Körperertüchtigung gab es, ganz im Sinne der zeitgenössischen Turnbewegung, eine Sporthalle. Und gemäß der zionistischen Bewegung,

die auch in Wolfenbüttel Einzug hielt, erhielten die Schüler in örtlichen Gärtnereibetrieben eine Zusatzausbildung in Landwirtschaft und Gartenbau, um zu gegebener Zeit Pionierarbeit in Palästina leisten zu können. Während die Schülerzahlen bis 1919 konstant blieben, nahmen fortan die Zahlen stetig ab. Als Ende 1926 nur noch 81 Schüler in der Samsonschule eingeschrieben waren, sah sich die Schulleitung genötigt, offensiv für die »Realschule mit Schülerheim« zu werben.

Eine neue Besinnung auf das Judentum, die in weiten Kreisen Deutschlands Einzug hielt, machte sich auch die Schule zunutze und warb mit »ritueller Verpflegung« für die Schüler. Der Erfolg der Werbemaßnahmen der Schule, die ähnliche Konzepte eines Landerziehungsheimes wie Coburg, Haubinda oder die Odenwaldschule vertrat, blieb jedoch aus.

Im September 1928 wurde die Schule nach 142 Jahren geschlossen. Das Gebäude am Neuen Weg wurde seither verschiedentlich genutzt. Ein Jahr nach Schließung der Samsonschule gründete sich die Moses Mendelssohn Stiftung »zur Förderung der Geisteswissenschaften«. Diese Familienstiftung wurde 2004 reaktiviert und greift die einstigen Förderziele in modifizierter Form neu auf, indem aktuell Bildung, Erziehung, Wissenschaft und Forschung auf dem Feld der europäisch-jüdischen Geschichte und Kultur im Fokus stehen. Neben der Förderung von Projekten der Moses Mendelssohn Akademie in Halberstadt und dem Moses Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien in Potsdam baut und betreibt die Stiftung Studentisches Wohnen.

Über 20 Studierendenapartments in ganz Deutschland und Österreich existieren unter dem Label SMARTment students. Jedes Haus wird nach einer Person benannt, die in einem jüdischen Kontext steht. Das durch die Mendelssohn Stiftung verantwortete Projekt »Quartier Samsonschule«, das das ehemalige Schulgebäude künftig mit etwa 150 studentischen Apartments einschließt, will sich dem Gedenken der Gründer der Samsonschule sowie deren Lehrern und Schülern (neben den schon genannten beispielsweise Emil Berliner, Jakob Freudenthal, Isaak Markus

# COMPASS

der einzigartige Infodienst für christlich-jüdische und deutsch-israelische Tagesthemen im Web!  
Täglich aktuell das Neueste über Israel/Nahost, Antisemitismus/Rechtsradikalismus, erinnern/Gedenken und über den christlich-jüdischen wie interreligiösen Dialog. Dazu gibt es einschlägige Rezensionen und Fernseh-Tipps.

Jetzt fünf tagesaktuelle Ausgaben kostenfrei und unverbindlich probieren!  
Einfach Mail an: [abo@compass-infodienst.de](mailto:abo@compass-infodienst.de) Betreff: Probe-Abo  
Weitere Infos und Bestellmöglichkeiten: [www.compass-infodienst.de](http://www.compass-infodienst.de)

Jost, Samuel Spier oder Werner Scholem) widmen. Im Erdgeschoss des Gebäudes, wo einst die Klassenzimmer untergebracht waren, wird ein Gedenkort eingerichtet, in dem neben einer Dauerausstellung zur Geschichte des Hauses und seiner Bewohner auch Wechselausstellungen (beispielsweise zur Geschichte des Reformjudentums oder der Landerziehungsbewegung) und Veranstaltungen verschiedenster Formate angeboten werden. Ganz im Sinne der Pädagogen der Samsonschule gilt auch hier das Mendelssohnsche Motto: »Nach Wahrheit forschen, Schönheit lieben, Gutes wollen, das Beste tun – das ist die Bestimmung des Menschen«.

Elke-Vera Kotowski

© 3/2020

 DIALOG

studierte Politik-, Literatur- und Kulturwissenschaft sowie Philosophie in Berlin und



Duisburg (Diplom-Sozialwissenschaftlerin 1990). Von 1990 bis 1994 war sie als Redakteurin im Zeitgeist Verlag in Düsseldorf tätig. Von 1994 bis 2000 arbeitete sie am Lehrstuhl für deutsch-jüdische Geschichte (Professur Julius H. Schoeps) am Historischen Institut der Universität Potsdam. 2000 wurde sie zum Dr. phil. promoviert. Seitdem ist sie Mitarbeiterin am Moses Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien in Potsdam und Koordinatorin des Walther-Rathenau-Graduiertenkollegs. Sie ist Autorin und Herausgeberin zahlreicher Schriften.

## \* A C H T U N G \*

**Aufgrund der Corona-Epidemie und des erneuten Lockdown sind alle Veranstaltungen bis auf Weiteres abgesagt!**

**ABGESAGT**

**Sollte sich die Situation ändern, werden wir auch an dieser Stelle entsprechend darüber informieren.**

# Gegen alle Widerstände

## Wie sich in 70 Jahren die Aufgaben und Herausforderungen des Zentralrats der Juden gewandelt haben

Von Michael Brenner 10.09.2020



Ein Jahr nach der Gründung: Zentralratssitzung 1951 in Hamburg Foto: dpa

Als 25 führende Vertreter der neu etablierten jüdischen Gemeinden am 19. Juli 1950 in Frankfurt am Main zusammenkamen, um eine Gesamtvertretung der in Deutschland lebenden Juden ins Leben zu rufen, bedeutete dies nicht die Wiederbeschwörung einer vergangenen Epoche, sondern den Aufbruch in eine neue Zeit.

Das deutsche Judentum, so wie es vor 1933 einmal bestanden hatte, konnte nicht mehr wiederbelebt werden. Die osteuropäisch geprägte Gemeinschaft der aus Holocaust-Überlebenden bestehenden Displaced Persons hatte sich größtenteils aufgelöst und war nach Israel beziehungsweise Amerika ausgewandert. Die wenigen, die aus beiden Gruppen in West- und Ostdeutschland verblieben waren, konstituierten sich zum Zentralrat der Juden in Deutschland.

Der Name zeigte bereits an, dass keine Kontinuität zu der Zeit vor 1933 beabsichtigt war. Denn damals betrachtete man sich als deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens. Nun also ein Zentralrat der Juden in Deutschland. Das sollte jedem klarmachen: Wir leben zwar wieder hier, aber wir geben uns so schnell nicht mehr der Illusion hin, ein unauflöslicher Teil der deutschen Gesellschaft sein zu können.

Das deutsche Judentum, so wie es vor 1933 einmal bestanden hatte, konnte nicht mehr wiederbelebt werden.

Der Name sollte zudem auch darauf hinweisen, dass die Mehrzahl der Juden in Deutschland nun eben keine deutschen Juden mehr war, sondern Menschen osteuropäischer Herkunft, die im Nachkriegsdeutschland »hängen geblieben« waren.

Dieser Zentralrat hatte zunächst einmal ganz handfeste Aufgaben zu lösen: Es ging darum, das religiöse Leben zu sichern, den Überlebenden einen Lebensabend in Würde zu gewähren, die Friedhöfe wiederherzustellen, den Besitz der Gemeinden wieder zu reklamieren und ihren Mitgliedern eine zumindest materielle Rückerstattung für das erlittene Unrecht zu erkämpfen.

Ob dieser Zentralrat nur das letzte Kapitel deutsch-jüdischer Geschichte, ihren Epilog sozusagen, darstellen oder ob er einen langfristig ausgerichteten Neuanfang gestalten sollte, darüber war man sich keineswegs einig. Die drei zentralen Figuren der Gründungszeit, allesamt deutsche Juden und Auschwitz-Überlebende, sahen dies sehr unterschiedlich.

Norbert Wollheim, Sprecher der Juden in der britischen Zone, sah keine Zukunft in Deutschland und emigrierte 1951 in die USA. Philipp Auerbach, bayerischer Staatskommissar für rassisch, religiös und politisch Verfolgte, kämpfte gegen den noch immer grassierenden Antisemitismus mit den gleichen Erfolgsaussichten wie Don Quijote gegen Windmühlen. Als er selbst wegen Veruntreuung angeklagt wurde, nahm er sich ein Jahr später in einer Münchner Gefängniszelle das Leben.

Übrig blieb aus diesem Triumvirat Heinz Galinski, über vier Jahrzehnte lang Vorsitzender der noch bis 1953 vereinten Berliner Gemeinde. Galinski blickte vor allem nach vorn und sollte damit die Weichen des Zentralrats stellen, den er bis 1963 und dann wieder von 1988 bis zu seinem Tod 1992 leitete.

Man vergisst dabei heute allzu leicht, dass die offiziellen Stimmen, die sich gegen dieses jüdische Leben in Deutschland aussprachen, nicht unbedingt im Lande verortet waren. Im Gegenteil: Wie Vertreter der deutschen Regierung immer wieder beteuerten, beförderten sie jüdisches Leben, denn an seiner Entwicklung – so hatte es schon der letzte Militärgouverneur der amerikanischen Zone, John Jay McCloy, 1949 ausgedrückt – sollte das Ausland den Stand der deutschen Demokratie messen.

Der Widerstand gegen den Wiederaufbau jüdischen Lebens kam vor allem aus den jüdischen Organisationen außerhalb Deutschlands, die bereits während des ersten Nachkriegstreffens des Jüdischen Weltkongresses deutlich machten, dass man auf dieser »blutgetränkten Erde« kein Leben mehr aufbauen könne, wie auch aus Israel, aus dem man die in Deutschland

verbliebenen Juden zur Einwanderung in den jüdischen Staat aufforderte, denn in Deutschland sei kein jüdisches Leben mehr vorstellbar. Der Widerstand gegen den Wiederaufbau jüdischen Lebens kam vor allem aus den jüdischen Organisationen außerhalb Deutschlands.

Der Zentralrat führte einen letztlich sehr offensiven und erfolgreichen Kampf um seine Anerkennung



**70 JAHRE**  
**ZENTRALRAT DER JUDEN**  
**IN DEUTSCHLAND**

in der jüdischen Welt. Noch 1996 musste der damalige Zentralratsvorsitzende Ignatz Bubis gegenüber dem israelischen Präsidenten Ezer Weizman die Existenz einer deutsch-jüdischen Gemeinschaft verteidigen. Heute bezweifelt kaum jemand mehr das Recht der Niederlassung der Juden in Deutschland.

Niemand der Zentralratsgründer hätte vor 70 Jahren erahnen können, dass Deutschland einmal das Land mit der am schnellsten wachsenden jüdischen Diasporagemeinde werden würde, dass es unter jungen Israelis einen Berlin-Hype geben würde und dass jemals Rabbiner aus Deutschland in die Welt exportiert werden würden.

Allerdings hatten sie sich auch nicht vorstellen können, dass 75 Jahre nach dem Holocaust der Antisemitismus in der deutschen Gesellschaft wieder aufblüht. Bei allen unterschiedlichen Herausforderungen nimmt der Zentralrat auch heute noch die wichtigen Funktionen ein, die er schon bei seiner Gründung hatte: jüdisches Leben aufrechtzuerhalten, jüdische Erziehung und Kultur zu gewährleisten, Neueinwanderer zu integrieren und Antisemitismus zu bekämpfen. Nur mit einem wichtigen Unterschied: Auf jeder Ebene gibt es heute ein bisschen mehr zu tun.

© **JÜDISCHE ALLGEMEINE** Nr. 37/20 vom 10. September 2020

**Michael Brenner** (\* 4. Januar 1964 in Weiden) ist ein deutscher Historiker. Er forscht und publiziert auf den Gebieten Jüdische Geschichte und Jüdische Kultur.



Michael Brenner wurde 1964 in Weiden in der Oberpfalz geboren, wo er als Sohn zweier Shoa-Überlebender auch aufwuchs. Brenners Mutter Henny Brenner (geb. Wolf) stammte aus Dresden,[1] sein Vater Hermann Brenner (1916–2004) aus Chrzanów.[2] Michael Brenner studierte an der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg, der Hebräischen Universität Jerusalem und der Columbia University in New York. Er promovierte an der Columbia

University über die Jüdische Kultur in der Weimarer Republik. Von 1993 bis 1994 war er Assistant Professor an der Indiana University in Bloomington und von 1994 bis 1997 an der

Brandeis University in Waltham, Massachusetts. Seit 1997 lehrt er am neu eingerichteten Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Der Rundbrief erscheint vierteljährlich im Auftrag des Vorstandes der Gesellschaft für chr.-jüd. Zusammenarbeit Nds.- Ost e.V.

Verantwortlich für den Inhalt: Siegfried Graumann,  
Auf dem Brink 9, 38112 Braunschweig - Tel.: 0531 322264

**Bankverbindung:**

**Braunschweigische Landessparkasse BIC: NOLADE2HXXX (BLZ 250 500 00)**

**Kontonummer IBAN: DE78 2505 0000 0007 0308 02 (7030802)**

Die Gesellschaft für chr.-jüd. Zusammenarbeit Nds.- Ost e.V. ist gemäß dem Freistellungsbescheid des Finanzamtes BS-Wilhelmstraße vom 21.03.2014 als Körperschaft berechtigt, „entsprechende Zuwendungsbestätigungen für steuerliche Zwecke auszustellen“.

Für Geldzuwendungen bis 100.- Euro gilt der Überweisungsträger als Beleg.

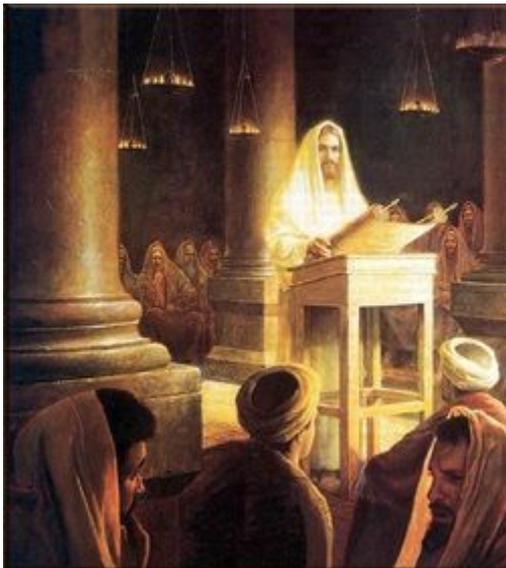
eMail: [info@gcjz-niedersachsen-ost.de](mailto:info@gcjz-niedersachsen-ost.de) Internet: [www.gcjz-niedersachsen-ost.de](http://www.gcjz-niedersachsen-ost.de)

Zuschriften, Anregungen und Beiträge sind erwünscht.

**Redaktionsschluss für den nächsten Rundbrief ist der  
Januar 2021**

## Wem gehört Jesus?

Die jüdische Wiederentdeckung Jesu und die Folgen für das kirchliche Christusbild



Jesus predigt in der Synagoge von Kafarnaum

Von Walter Homolka  
Die Wiederentdeckung Jesu innerhalb des Judentums ist ein faszinierendes Phänomen. Sie führte von anfänglicher Distanz und ängstlicher Abgrenzung zu vorsichtiger Auseinandersetzung, später sogar zu einer richtiggehenden Heimholung Jesu ins Judentum. Diese jüngste Entwicklung eröffnet der Forschung ganz neue Zugänge: Betrachtet man

Jesu Lehre aus der Perspektive der jüdischen Halacha, so zeigt Jesus sich als einer, der aus der Tradition heraus argumentiert, und nicht als der gefährliche Außenseiter früherer Jahrhunderte. Überraschend ist dabei vor allem die Tatsache, dass Jesus zu einer Gestalt in der jüdischen Literatur und Kunst geworden ist und so letztlich zu einer Identifikationsfigur innerhalb der Grenzen der jüdischen Kultur und Zivilisation. Jetzt sitzt Jesus »mit am Tisch«.

Das bedeutet jedoch nicht, dass sich die jüdische Betrachtung dem christlichen Bild von Jesus annähern würde, sei es die Vorstellung von Christus als Erlöser oder als dem prophezeiten Messias. Das ist nicht überraschend, denn das jüdische Interesse an Jesus dem Juden erblühte etwa zu der Zeit, in der die messianische Idee ihre Strahlkraft zu verlieren begann: der Aufklärung. Man kann sagen, dass das Judentum im 19. und 20. Jahrhundert die Vorstellung von einem persönlichen Messias weitgehend für die Erwartung des Heranbrechens eines messianischen Zeitalters eintauschte. Somit kam es zu einer Demokratisierung der Erwartung, dass sich die Schöpfung durch die Mitwirkung aller auf ihre Vollendung zubewegt.

Welches Bild von Jesus ergibt sich nun aus heutiger jüdischer Sicht? Jesus war ein bedeutender Mann für seine Zeit, doch er war kein vollkommener Mensch, und auch als bedeutender Mann nimmt er keine Sonderstellung ein, denn das Judentum hat viele große Männer hervorgebracht. Irgendeine übernatürliche Würde kommt Jesus nicht zu, als Phänomen und fester Bestandteil der abendländischen Kultur ist er aber auch für Juden unübersehbar. Der Judaist und Historiker Ernst Ludwig Ehrlich, der sich über Jahrzehnte im jüdisch-christlichen Dialog engagierte, hält fest: »Das Judentum hat niemals den einen Lehrer gekannt, nur die Kette der Lehrer, den Strom der Tradition. Es hat sich stets dagegen gesträubt, einen einzigen Menschen in den Mittelpunkt zu stellen.«

Parallel zur Heimholung Jesu ins Judentum und häufig ohne jede wechselseitige Bezugnahme hat die christliche Leben-Jesu-Forschung versucht, Christus seines dogmatischen Schleiers zu entkleiden, um einen Blick auf die historische Gestalt dahinter zu erhaschen - Jesus von Nazareth. Der Ertrag dieses Bemühens ist

innerhalb des Christentums unterschiedlich wahrgenommen worden, und jeder Versuch, den historischen Jesus freizulegen, wurde nur allzu oft mit Argwohn aufgenommen. Das hat damit zu tun, dass die jüdische Identität Jesu den christlichen Theologen die Einsicht abverlangt, dass die zentrale Figur der eigenen Religion bis zu ihrem Tod ganz und gar eingebettet war in ihrer Religion: dem Judentum. Damit ist die Suche nach dem historischen Jesus immer verbunden mit einer Relativierung der christlichen Überlegenheitsansprüche und der Aufgabe antijüdischer Ressentiments. Hier sind Rückzugsgefechte zu erwarten, wie sie sich beispielsweise in der Theologie von Joseph Ratzinger / Papst Benedikt XVI. finden.

Wenn es aber wahr ist, dass Gott der Herr der Geschichte ist, dann ist auch die Wirkungsgeschichte des Christentums anzuerkennen als einer mit dem Judentum eng verbundenen Religion. Manche jüdischen Denker haben uns Juden an diese Tatsache erinnert und so den jüdisch-christlichen Dialog entscheidend beeinflusst. Die lange Zeit des Schweigens ist überwunden. Um des gemeinsamen Erbes willen müssen Christentum und Judentum einander jetzt Rede und Antwort stehen. Die innerjüdische Aufgabe wird sein, sich zum Beispiel der eigenen mystisch-esoterischen Traditionen stärker bewusst zu werden, wie sie etwa im hebräischen Henochbuch zu finden sind. Es handelt von Begegnungserfahrungen besonders begnadeter Menschen mit Gott. Henoch wird über alle Maßen erhöht, bis er über die Engel hinausragt. Er schildert Rabbi Ismael, wie Gott ihm ein Kleid der Erhabenheit anlegt und einen Mantel der Ehre. »Und er machte mir eine königliche Krone [...] und setzte sie mir aufs Haupt. Im Angesicht seiner ganzen Familie nannte er mich den kleinen JHWH.« Neutestamentliche und frühkirchliche Sohnestheologien könnten durch solche jüdisch-esoterischen Traditionen gedeutet und besser verständlich gemacht werden.

Der katholische Schweizer Theologe Clemens Thoma (1932-2011), Begründer des *Instituts für jüdisch-christliche Forschung* an der Universität Luzern, hat schon vor über vierzig Jahren die Aufgabe formuliert, an der christliche Theologen heute noch zu arbeiten haben: »Wenn man das Judentum als heilsgeschichtlich bedeutsamen

Oppositions- und Solidaritätspartner akzeptiert, muss man sich bemühen, die christliche Botschaft so zu formulieren, dass sie jüdischen religiösen Anliegen und Errungenschaften nicht unnötig zuwiderläuft. Das im Zentrum jüdischer Ablehnung stehende Trinitätsgeheimnis ist christlich so auszudrücken, dass es den alttestamentlich-jüdischen Monotheismus-Vorstellungen nicht widerspricht und sie auch nicht auf die Ebene des Unwichtigen schiebt.«

Darüber hinaus stellt sich die Frage nach Heil und Erlösung. »Müssen sich die Juden zu Christus bekennen, damit sie das Heil erlangen?« Der katholische Freiburger Fundamentaltheologe Magnus Striet antwortet darauf eindeutig: »Nein.«

Spannend bleibt deshalb die Frage, wie die Kirche künftig von Jesus sprechen und lehren will, wenn sie ernst nimmt, dass er ganz aus dem Judentum heraus zu verstehen ist. Vielleicht ist jetzt die Zeit gekommen, in der Christen und ihre Kirchen in der Lage sind, diese Verortung Jesu und seine Heimholung in die jüdische Schicksalsgemeinschaft zu respektieren und endlich auch in 'ihre Rede von Jesus und in ihre Lehre von Christus einzubeziehen. Die Aufgabe der christlichen Theologien wird es sein, eine Christologie zu schaffen, die ohne eine Karikatur des Judentums auskommt, seine bleibende Erwählung ernst nimmt und eine positive Einstellung zur Willensfreiheit der Menschen wertschätzen kann. Der Wiener Theologe Jan-Heiner Tück hat die Heimholung Jesu ins Judentum treffend kommentiert: »Christen verehren ihn als Retter und Freund. Juden können ihn als Sohn des Volkes Israel und Bruder würdigen.«



**Walter Homolka**, geboren 1964, ist Rabbi, Professor für Jüdische Religionsphilosophie der Neuzeit und Leiter des Abraham-Geiger-Instituts in Potsdam.

Der Artikel ist ein überarbeiteter Auszug aus seinem neuen Buch »Der Jude Jesus - Eine

Heimholung«. Herder.

Zum Weiterlesen: Christian Danz/Kathy Ehrenspergerl Walter Homolka: Christologie zwischen Judentum und Christentum. Mohr Siebeck

©Publik-Forum, kritisch - christlich - unabhängig, Oberursel, Ausgabe Nr. 15/2020

# Jüdisches Museum Berlin

## Dauerausstellung wurde am 23. August 2020 eröffnet

Nach über zweieinhalbjährigem Umbau:  
Neue Schau über jüdische Geschichte und Gegenwart



Willkommenspunkt der neuen Dauerausstellung im Jüdischen Museum Berlin Foto: Yves Sucksdorff

Am Sonntag, dem 23. August eröffnete das Jüdische Museum Berlin nach über zweieinhalbjährigem Umbau eine neue Dauerausstellung im Libeskind-Bau. Auf 3500 Quadratmetern zeigt sie die Geschichte der Juden in Deutschland vom Mittelalter bis in die Gegenwart mit neuen Schwerpunkten und neuer Szenografie. Das teilte das Jüdische Museum Berlin am Dienstag mit.

Die Ausstellung »Jüdische Geschichte und Gegenwart in Deutschland« wird von einem 20-köpfigen Team konzipiert. Die vorherige Dauerausstellung war seit Eröffnung des Museums im Jahr 2001 zu sehen. Bis zur Schließung im Dezember 2017 hatte sie über elf Millionen Besucher.

»Die Geschichte der Juden hat sich nicht geändert – aber unsere Perspektive darauf. Mit unserer neuen Ausstellung reagieren wir auf veränderte Sehgewohnheiten, Besuchererwartungen und auf einen neuen Forschungsstand«, sagt Hetty Berg, Direktorin des Jüdischen Museums Berlin.

Und Cilly Kugelmann, leitende Kuratorin der Ausstellung, ergänzt: »Wir setzen andere Schwerpunkte als vor 20 Jahren: So rücken wir die Beziehungen von Juden zur ihrer nichtjüdischen Umwelt in den Fokus und greifen stärker Themen jüdischer Kultur und Religion auf.«

Ein Schwerpunkt liegt auf der Geschichte nach 1945. Sie reicht vom Umgang mit der Zäsur des Holocaust über den Neubeginn jüdischen Lebens in der Bundesrepublik und der DDR bis hin zur Migrationsgesellschaft im heutigen Deutschland. Wie das Museum mitteilte, lässt die Ausstellung eine Vielzahl jüdischer Stimmen zu Wort kommen, die unterschiedliche und teils widersprüchliche Sichtweisen auf die historischen Herausforderungen zeigen.

Anders als zuvor soll die 1700-jährige Geschichte der Juden in Deutschland nicht streng chronologisch erzählt werden: Der Rundgang durch die neue Ausstellung wechselt zwischen historischen Epochen und Einblicken in jüdische Themen jenseits geografischer und zeitlicher Grenzen. Es geht laut Museum um Fragen wie: Was ist im Judentum heilig?

Was bedeutet der Schabbat? Welchen Klang hat das Judentum? Acht thematische Inseln laden Besucher ein, sich mit allen Sinnen in jüdische Kultur und Religion zu vertiefen. Sie können liturgischen Gesängen, Purim-Rasseln und Popmusik lauschen oder in Interviews erfahren, ob, wie und warum Juden heute den Geboten folgen. Die raumgreifende Arbeit des Künstlers Anselm Kiefer *Schewirat ha-Kelim* (Bruch der Gefäße) bietet eine Interpretation der Schöpfungsmysen der lurianischen Kabbala.

Das Thema Antisemitismus durchzieht alle Epochen und wird zusätzlich in einem eigenen Segment behandelt: Vier Kurzfilme greifen antisemitische Fallbeispiele der Gegenwart auf, die aus unterschiedlichen Perspektiven von Historikern und Sozialwissenschaftlern eingeordnet werden.

Mehr Gegenwart zeigt die Ausstellung nicht nur in der ausführlichen Darstellung der Zeit nach 1945, sondern auch durch zeitgenössische Deutungen historischer Phänomene. So wird die jüdische Rezeption

Richard Wagners durch Kommentare zur heutigen Aufführungspraxis vom Generalmusikdirektor der Berliner Staatsoper, Daniel Barenboim, und dem Intendanten der Komischen Oper Berlin, Barrie Kosky, beleuchtet. Die Themenräume Tora oder Gebot und Gebet beschäftigen sich mit Überlieferung und religiöser Praxis heute.

Die israelischen Künstler Victoria Hanna, Hagit Hollander und Gilad Ratman interpretieren mit ihren Arbeiten unterschiedliche Aspekte jüdischer Tradition. Ratmans Video-Installation *Drummerrsss* wurde eigens für die Ausstellung produziert und bildet den Auftakt zum Rundgang. Dieser endet mit der Video-Installation *Mesubin* (Die Versammeln), einem Schlusschor, der die Vielstimmigkeit jüdischer Gegenwart in Deutschland zum Ausdruck bringen soll.

Von den mehr als 1000 ausgestellten Objekten stammen knapp 70 Prozent aus dem eigenen Bestand. Die interaktive Medieninstallation *Familienalbum* präsentiert das Herzstück der Sammlung: das historische Vermächtnis deutscher Juden aus aller Welt, das in den vergangenen 20 Jahren zusammengetragen wurde. Besucher können sich in über 500 Dokumente und Fotos, Alltagsgegenstände und Kunstwerke aus den Nachlässen von zehn Familien vertiefen und den Lebenswegen mehrerer Generationen nachspüren.

Neben Originalobjekten ist ab dem 23. August eine Vielfalt an audiovisuellen Medien, Kunst-Installationen, interaktiven Spielen und Hands-on-Stationen zu sehen. Die App des JMB bietet Audios, Informationen, Spiele und kurze Filme auf Deutsch und Englisch (demnächst, wurde angekündigt) auch auf Hebräisch, Italienisch, Französisch und Spanisch) – darunter Interviews mit Daniel Libeskind, Künstlern, Stiftern, Zeitzeugen und Kuratoren des Jüdischen Museums Berlin. Ag

## BUCHEMPFEHLUNGEN

**Neuer Antisemitismus?** - Fortsetzung einer globalen Debatte  
Antisemitismus hat viele Wurzeln und Facetten. Seine Erscheinungsformen wechseln, ebenso die Bezüge etwa zu den Themenfeldern Israel, Islam,

Migration und Flucht. Die Autorinnen und Autoren beleuchten das komplexe Phänomen Antisemitismus und analysieren die Gründe, warum es so virulent bleibt.



Christian Heilbrunn / Dorcas Halonowicz /  
Marlen Schneider (Hrsg.)  
**Neuer Antisemitismus?**  
Fortsetzung einer globalen Debatte



### **Inhalt**

Wie lässt sich Antisemitismus begreifen? Welchen Veränderungen in Zeit und Raum unterliegen die Wurzeln, aus denen er sich speist? Welche Interpretationsmuster bietet Antisemitismus in Wort und Tat, und in welcher Beziehung steht er zum Judentum, zum Staat Israel, zum Nahostkonflikt, zu sozialen und politischen Verwerfungen? Inwiefern scheint es geboten, von neuem Antisemitismus zu sprechen? Die Vielzahl der Fragen spiegelt das Chamäleonhafte und die Komplexität des Phänomens Antisemitismus, dem sich die Autorinnen und Autoren aus unterschiedlicher

Perspektive nähern. Sie hinterfragen eigene Positionen und beleuchten nationalistisch oder populistisch gespeiste neue Erscheinungsformen des Antisemitismus, etwa in Deutschland, den USA, Frankreich, Polen oder im Nahen Osten. Zudem untersuchen sie Bezüge zu den Themenfeldern Islam, Migration und Flucht und analysieren die Debatten um das Wesen und die Funktion von Antisemitismus. Diese haben sich, so der Tenor des Bandes, im 21. Jahrhundert entgegen früherer Erwartungen nicht etwa erübrigt, sondern vielmehr verschärft.

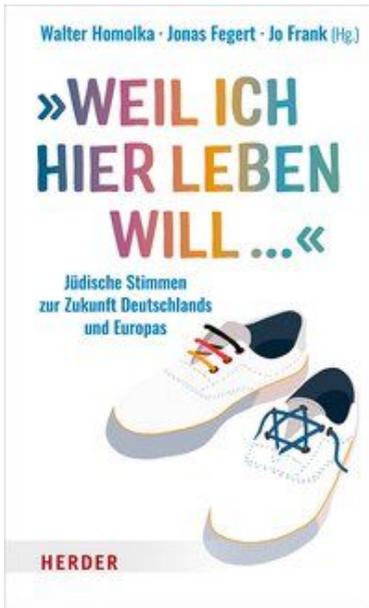
**Bundeszentrale für politische Bildung, Schriftenreihe (Bd. 10355)**  
**4,50 € zzgl. Versandkosten (ab 1 kg Versandgewicht)**



**„Weil ich hier leben will“**

**hg. von Walter Homolka, Jonas Fegert, Jo Frank Herder (2018)**  
**ISBN 978-3-451-38287-1 ca. 20,00 € Preis ohne Gewähr**

"Wie ich in einen Bus stieg und Jüdin wurde", "Keine Juden mehr für Deutschland" oder "Neue religiöse jüdische Vielfalt" - so unterschiedlich wie die Titel der einzelnen Beiträge sind die jeweiligen Verfasser, die als Stipendiaten des Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerks (ELES) die Pluralität des jüdischen Lebens in



Deutschland widerspiegeln. Die Themen, die selbstkritisch und selbstbewusst gegenwärtige Positionen, aber auch immer noch gängige Klischees und Vorurteile aufgreifen und hinterfragen, zeigen die dynamischen Veränderungen, die jüdische Institutionen sowie die Gesellschaft in den letzten 30 Jahren durchlaufen haben. So verweisen z.B. Yair (geb. 1982 in Israel) und Cecilia Haendler (geb. 1988 in Florenz), die in Frankreich, Italien, Israel, v.a. aber in Berlin leben, auf länderübergreifende Perspektiven und sind überzeugt, dass die hierzulande durch die Schoah

verloren gegangene Kontinuität nur "mittels jüdischer Begriffe ..., durch jüdische Identitätserfahrung wie koscheres Essen oder Talmud-Tora" wieder erreicht werden kann. Greta Zelener (geb. 1990 in Odessa) erinnert an ihre eigene Migrationsgeschichte, beschreibt die große Vielfalt des Judentums in Deutschland und informiert über das breite Bildungsangebot. Im letzten Beitrag berichtet Carmen Reichert (geb. 1985 in Augsburg), als Nichtjüdin ehemalige Sprecherin des ELES, von ihren persönlichen Erfahrungen, durch die sie ein neues Judentum kennenlernte, in dem die Erinnerung an die Schoah zwar Teil der jüdischen Identität ist, das jedoch selbstbewusst in die Zukunft blickt und sich von "zugeschriebenen Rollen" frei macht. - Sehr informativ und absolut lesenswert!

## BEITRITTSERKLÄRUNG

zur

### **Gesellschaft für christl.-jüd. Zusammenarbeit Niedersachsen - Ost e.V.**

Auf dem Brink 9, 38112 Braunschweig

Hiermit trete ich der

Gesellschaft für chr.-jüd. Zusammenarbeit Nds.-Ost e.V.  
als persönliches / als förderndes Mitglied bei.

Ich werde die satzungsgemäßen Zwecke des Vereins  
unterstützen und den von der Mitgliederversammlung(s.u.)  
beschlossenen Mitgliedsbeitrag / einen Förderbeitrag in  
Höhe von \_\_\_\_\_ EUR entrichten.

Name \_\_\_\_\_

Vorname \_\_\_\_\_

Straße \_\_\_\_\_

PLZ / Ort \_\_\_\_\_

Telefon \_\_\_\_\_

Fax \_\_\_\_\_

E-Mail \_\_\_\_\_

Meinen Jahresbeitrag bezahle ich per Einzugsverfahren.

Geldinstitut \_\_\_\_\_

Konto-Nr. \_\_\_\_\_ IBAN DE \_\_\_\_\_

BLZ \_\_\_\_\_ BIC \_\_\_\_\_

Datum \_\_\_\_\_

Unterschrift \_\_\_\_\_

**Einzelmitglieder € 20.- / Ehepaare € 30.--  
Rentner und Studenten € 15.-**